



Satuila Stierlin

**Ich brannte
vor Neugier!**

Familiengeschichten
bedeutender Familien-
therapeutinnen und
Familientherapeuten



Carl-Auer



Ich brannte vor Neugier!

Satuila Stierlin

Familiengeschichten bedeutender
Familientherapeutinnen und Familientherapeuten

Online-Ausgabe 2011

Mitglieder des wissenschaftlichen Beirats des Carl-Auer Verlags:

Prof. Dr. Rolf Arnold (Kaiserslautern)
Prof. Dr. Dirk Baeker (Friedrichshafen)
Prof. Dr. Bernhard Blanke (Hannover)
Prof. Dr. Ulrich Clement (Heidelberg)
Prof. Dr. Jörg Fengler (Alfter bei Bonn)
Dr. Barbara Heitger (Wien)
Prof. Dr. Johannes Herwig-Lempp (Merseburg)
Prof. Dr. Bruno Hildenbrand (Jena)
Prof. Dr. Karl L. Holtz (Heidelberg)
Prof. Dr. Heiko Kleve (Potsdam)
Dr. Roswita Königswieser (Wien)
Prof. Dr. Jürgen Kriz (Osnabrück)
Prof. Dr. Friedeber Kröger (Schwäbisch Hall)
Tom Levold (Köln)
Dr. Kurt Ludewig (Münster)
Dr. Burkhard Peter (München)
Prof. Dr. Bernhard Pörksen (Tübingen)
Prof. Dr. Kersten Reich (Köln)

Prof. Dr. Wolf Ritscher (Esslingen)
Dr. Wilhelm Rothaus (Bergheim bei Köln)
Prof. Dr. Arist von Schlippe (Witten/Herdecke)
Dr. Gunther Schmidt (Heidelberg)
Prof. Dr. Siegfried J. Schmidt (Münster)
Jakob R. Schneider (München)
Prof. Dr. Jochen Schweitzer (Heidelberg)
Prof. Dr. Fritz B. Simon (Witten/Herdecke)
Dr. Therese Steiner (Embrach)
Prof. Dr. Dr. Helm Stierlin (Heidelberg)
Karsten Trebesch (Berlin)
Bernhard Trenkle (Rottweil)
Prof. Dr. Sigrid Tschöpe-Scheffler (Köln)
Prof. Dr. Reinhard Voß (Koblenz)
Dr. Gunthard Weber (Wiesloch)
Prof. Dr. Rudolf Wimmer (Wien)
Prof. Dr. Michael Wirsching (Freiburg)

Carl-Auer-Systeme Verlag und Verlagsbuchhandlung GmbH; Heidelberg
Umschlaggestaltung: nach Entwüfen von Göbel / Riemer
Satz: Verlagsservice Josef Hegele, Dossenheim
Alle Rechte vorbehalten

Online-Ausgabe 2011
ISBN 978-3-89670-799-4
© 2003, 2011 Carl-Auer Verlag, Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Informationen zu unserem gesamten Programm, unseren Autoren
und zum Verlag finden Sie unter: www.carl-auer.de.

Wenn Sie unseren Newsletter zu aktuellen Neuerscheinungen
und anderen Neugkeiten abonnieren möchten, schicken Sie
einfach eine leere E-Mail an: carl-auer-info-on@carl-auer.de.

Carl-Auer Verlag
Häusserstr. 14
69115 Heidelberg
Tel. 0 62 21-64 38 0
Fax 0 62 21-64 38 22
E-Mail: info@carl-auer.de

.....

Inhalt

Vorwort ... 7

Mara Selvini ... 11

„Ich brannte vor Neugier!“

Ted Lidz ... 39

„Ich habe mehr von Goethe gelernt als von Freud.“

Margaret Thaler Singer ... 58

„Keine Zeit, neurotisch zu sein“

Lyman Wynne ... 74

„Ich wusste, daß ich eine Mission zu erfüllen hatte.“

Donald A. Bloch ... 108

„Wir können darauf vertrauen, dass, egal, was passiert, das Leben es gut mit uns meint.“

Salvador Minuchin ... 122

Der Begründer der strukturellen Familientherapie

Norman Paul ... 145

„Es war die erlebte Erfahrung, die zählte, und nicht das Wort.“

Jürg Willi ... 164

„Für mich war die Liebesbeziehung zu meiner Frau das Medium, in welchem ich mich entwickelte und veränderte.“

Ivan Boszormenyi-Nagy ... 191

Helm Stierlin ... 200

von Wolf Ritscher

„Das Tun des einen ist das Tun des anderen.“

Über die Autorin ... 217

Ted Lidz

„ICH HABE MEHR VON GOETHE GELERNNT ALS VON FREUD.“

Ted Lidz machte sich einen Namen als Wissenschaftler nicht nur auf dem Gebiet der Psychiatrie im engeren Sinne, sondern auch im Bereich der Psychologie, Psychoanalyse, Soziologie, ja überhaupt der Humanwissenschaften und der Philosophie. Er hat einmal gesagt: „Wenn es den psychiatrischen Begriff der Schizophrenie nicht gäbe, müssten wir uns aufgrund unseres Wissens vom Menschen und seiner Psyche etwas Entsprechendes dafür einfallen lassen.“



Ted Lidz, ca. 1970

PERSÖNLICHE EINDRÜCKE UND ERINNERUNGEN

Helm und ich besuchten Ted im November 1996 in einer Seniorenresidenz in New Haven, in die er nach dem Tod seiner Frau gezogen war. Er war damals 86 Jahre alt und fuhr immer noch selbst Auto. Er wollte seine Unabhängigkeit nicht aufgeben! Insgesamt war er in guter gesundheitlicher Verfassung, auch wenn ihm eine leichte Behinderung zu schaffen machte und er nur sehr langsam gehen konnte. Er begegnete uns warmherzig und gastfreundlich, und er strahlte eine große Gelassenheit aus. Uns beeindruckte be-

sonders, wie sehr er das Leben bejahte – auch angesichts von Gebrüchlichkeit, Alter und Tod.

Das Apartment war mit den schönen europäischen Möbeln ausgestattet, die wir schon früher im Hause der Familie Lidz bewundert hatten; und auch einige der wertvollen Kunstobjekte, die Ted und Ruth einst in Neuguinea gesammelt hatten, befanden sich noch dort. Abgesehen von diesen wenigen Stücken hatten Ted und Ruth ihre gesamte Sammlung dem *Peabody Museum* in Baltimore geschenkt. Teds Bibliothek machte keinen sonderlich aufgeräumten Eindruck. Berge von Zeitschriften und Büchern lagen auf dem Boden herum, und es war deutlich zu sehen, dass er nach wie vor intensiv arbeitete. Er sagte uns, wie gerne er immer noch schreibe – gegen eine zunehmend biologisch orientierte Psychiatrie –, aber es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren. (Helm erinnert sich, dass Ted früher sehr viel Kampfgeist besessen hatte. Wie oft war er bei Tagungen und Konferenzen seinem Widersacher Dr. Kety, einem damals hoch angesehenen biochemisch orientierten Psychiater und Schizophrenieforscher, öffentlich entgegengetreten!)

Als junge Familie verbrachten wir im Sommer 1967 einige Tage in dem schönen Haus der Familie Lidz in New Haven. Ich erinnere mich ganz besonders an den sehr ästhetischen Eindruck, den das Haus damals auf mich machte, und ich kann nur bestätigen, was Victor Lidz, Teds älterer Sohn, einmal gesagt hat:

„Das Haus, in dem meine Eltern fünfunddreißig Jahre lang gewohnt haben, entwickelte sich im Laufe der Jahre zu einer Art riesiger Collage, wo jedes sorgfältig ausgesuchte Möbelstück oder Kunstwerk dazu beitrug, einen die gesamte Atmosphäre prägenden Effekt hervorzurufen. Die Kunstobjekte kamen buchstäblich aus fast allen Kontinenten und historischen Epochen. Sizilianische Figurinen aus der hellenistischen Zeit standen neben Tongefäßen aus dem amerikanischen Südwesten, afrikanische Skulpturen neben Masken und Trommeln aus Neuguinea, chinesischen und japanischen Tongefäßen und Drucken usw. ... Und alle zusammen repräsentierten sie die universale menschliche Kultur in ihrer ganzen großartigen Vielfalt.“

Mich beeindruckte damals ganz besonders eine prächtige Holzskulptur, die Ruth selbst geschnitten hatte. Ich erinnere mich an die Wärme und Gastfreundlichkeit, die wir erfuhren, und daran, wie Helm mit Ted Stundenlang über Psychiatrie, Politik und Literatur

sprach. Mir fiel damals auf, dass Ruth gewöhnlich nicht Deutsch sprach, obgleich dies ihre Muttersprache war, lediglich bei Helm machte sie gelegentlich eine Ausnahme. Ich werde später noch darauf zurückkommen.

Seit unserem ersten Besuch in New Haven im Jahre 1967 haben wir Ted und Ruth Lidz noch oft bei internationalen Konferenzen getroffen, gelegentlich besuchten sie uns in Heidelberg, Ruths Heimatstadt.

TED LIDZ' BEITRAG ZUR FAMILIENTHERAPIE

Als ich Ted Lidz fragte, was aus seiner Sicht sein wichtigster Beitrag zur Familientherapie gewesen sei, antwortete er: „Mit mir hat alles angefangen“, und dann erzählte er mir von der Zeit, als er an der *Phipps Klinik* in Baltimore gelebt und gearbeitet hatte: Er hatte damals gerade sein Medizinstudium abgeschlossen und bekam nun von der Klinik den Auftrag, eine Studie über männliche Schizophrene durchzuführen. Man erwartete von ihm, dass er auch die Verwandten und die Eltern dieser Patienten empfing. So beobachtete er eine Zeit lang die Interaktionen in diesen Familien, und allmählich gelangte er zu der Auffassung, „dass wahrscheinlich jeder, der bei solchen Eltern aufgewachsen wäre, verrückt geworden wäre“.

Seinem Auftrag entsprechend, schrieb er einen Aufsatz über die Eltern schizophrener Patienten. Eine Kopie gab er Professor Adolf Meyer, dem Direktor der Klinik, eine andere Frieda Fromm-Reichmann, einer damals sehr berühmten Psychiaterin und Analytikerin. Aber er merkte bald, dass keiner von ihnen daran sonderlich interessiert war.¹ Er überlegte, ob seine Entdeckung möglicherweise nur einem glücklichen Zufall zu verdanken war, und machte sich daran, eine umfassendere Studie auszuarbeiten. Seine erste Untersuchung hatte ja lediglich fünf Familien umfasst. Auch entschloss er sich, parallel dazu eine Kontrollgruppe zu untersuchen. Diese zweite, größere Studie enthielt Beobachtungen über fünfzig schizophre-

¹ Ich habe mich gefragt, warum das wohl so gewesen war. Eine Erklärung könnte sein, dass beide der Beziehung zwischen Therapeut und Patient eine viel größere Bedeutung beimaßen als den Beziehungen innerhalb der Familien ihrer Patienten.

ne Patienten, und er verglich sie mit fünfzig Patienten, die an einer psychotischen Depression litten.

Bei diesen Untersuchungen, die zwischen 1939 und 1941 durchgeführt wurden, arbeitete Ted erstmals mit seiner Frau Ruth Wilmans zusammen. Doch ihre gemeinsame Forschungsarbeit wurde durch den Zweiten Weltkrieg unterbrochen. Nach der Bombardierung von Pearl Harbour durch die Japaner meldete sich Ted freiwillig zur Armee und musste Baltimore verlassen. Erst 1949, fast zehn Jahre später, konnte die Arbeit veröffentlicht werden. Die wesentliche Entdeckung, die Ted und Ruth Lidz gemacht hatten, war, dass im Falle einer schizophrenen Entwicklung das Problem nicht nur in der Beziehung zwischen Mutter und Kind, sondern vor allem in der gestörten Beziehung zwischen den Eltern zu suchen war. Wie sich zeigte, war das gesamte Familienmilieu für die Entstehung einer schizophrenen Erkrankung von Bedeutung, und Ted stellte darüber hinaus fasziniert fest, welch wichtige Rolle dabei auch den Großeltern zukam. Über einige der von ihnen untersuchten Familien wurden Filme gedreht.

Teds bedeutendste Publikation ist in meinen Augen das 1958 in den USA und 1965 in Deutschland erschienene Buch *Die Familienumwelt der Schizophrenen*. Darin sind die zusammen mit Alice R. Cornelison und Stephen Fleck durchgeführten Forschungen zusammengefasst. In den Jahren 1952 bis 1964 wurden die Familien von 17 jungen schizophrenen Patienten im Alter von 15 bis 30 Jahren gründlich befragt und untersucht. Alle waren im *Yale Psychiatric Institute*, einer privaten Klinik, hospitalisiert. Der Anspruch der Gruppe war nicht, eine statistisch relevante Studie zu verfassen, es ging ihnen vielmehr um eine *qualitativ* relevante Untersuchung. Ihre gründlich durchgearbeiteten, detaillierten klinischen Beschreibungen sollten ein bisschen mehr Licht in das Phänomen „Schizophrenie“ bringen.

Die klinische Beobachtung zeigte – und im Verlauf des Forschungsprojektes wurde das immer offenkundiger –, dass die schizophrenen Patienten stets aus ernstlich gestörten Familien stammten: Die meisten Mütter erschienen den Forschern als „sonderbar“ im Sinne von distanzlos; die Väter zeigten oft eine schwer wiegende Psychopathologie. Viele Paare waren offen oder versteckt miteinander zerstritten, doch versuchten sie, nach außen hin eine scheinbare Harmonie und Pseudogemeinschaftlichkeit aufrechtzuerhalten. Das Versagen der Eltern bei der Wahrung der Generationsgrenzen führ-

te bei den Kindern zu Inzestproblemen und Verwirrung bezüglich der Geschlechtsidentität. Lidz und seine Kollegen beobachteten, wie sie in den elterlichen Konflikt hineingezogen wurden und einen großen Teil ihrer Energie dafür brauchten, die Kluft zwischen den Eltern zu überwinden. Ganz offensichtlich wurden sie mit einer Aufgabe belastet, die sie überforderte und ihre eigene Entwicklung extrem beeinträchtigte.

Die Untersuchungen ergaben weiterhin, dass in der Regel beide Eltern äußerst egozentrisch waren. Die Kinder mussten sich den Bedürfnissen der Eltern und deren Denkstilen völlig unterordnen und hatten kaum Möglichkeiten, ihre eigenen Bedürfnisse zu erkennen und durchzusetzen. Die Unterscheidung von Selbst und Nicht-selbst war nicht gegeben.

Mich beeindruckt, wie konkret und begrifflich klar Lidz und seine Mitarbeiter ihre Forschungsergebnisse dargelegt haben. Für mich ist es immer noch überraschend, dass sie – obwohl in der psychoanalytischen Welt beheimatet – keinerlei wissenschaftlichen Jargon verwenden, sondern sehr *anschaulich* und in leicht verständlicher Sprache die verschiedenen Aspekte der Familien schizophrener Patienten beschreiben: zum Beispiel die spezifischen Rollen der Mütter und der Väter, die „schieflagerten“ (*skewed*) und die „gespaltenen“ (*schismatic*) elterlichen Beziehungen, die Rolle der scheinbar „gesunden“ Geschwister.

Manche Autoren haben Ted Lidz kritisiert, wie zum Beispiel Eduard Dolnick (1998) in seinem Buch *Madness on the Couch*. Sie sagen, er sei ein „Elternankläger“ und habe aus diesem Grund viel Unheil gestiftet. Er habe nur die Pathologie der Eltern beschrieben und zu wenig Empathie für sie gezeigt. Die gleiche Kritik mussten sich Mara Selvini und ihr Team nach der Publikation ihres Buches *Die psychotischen Spiele in der Familie* (dt. 1992) gefallen lassen. Wie kommt das? Ich denke, beide, Ted Lidz wie Mara Selvini, waren in erster Linie Forscher und erst in zweiter Linie Therapeuten, und vielleicht ist die „Einseitigkeit“, die man ihnen vorgeworfen hat, eine notwendige Begleiterscheinung ihrer Pionierarbeit. Vielleicht gehört dies einfach dazu, wenn Forscher Neuland betreten und erstmals den Blick auf Zusammenhänge richten, die keiner vor ihnen bisher so wahrgenommen hat.

Und doch klagen Lidz und seine Mitarbeiter nicht nur an. Beim Lesen von Teds Schriften entdeckte ich wiederholt auch das Gegen-

teil. Immer wieder betont er, dass er die Eltern als Gefangene ihrer eigenen ungelösten Konflikte und Verstrickungen sieht, und weist darauf hin, dass sie selbst kaum Möglichkeiten hatten, die für die Übernahme adäquater Elternrollen notwendigen Fähigkeiten zu entwickeln. Meist herrschten schon vor der Geburt der später schizophrenen Kinder schwer wiegende Familienkonflikte. Indem Lidz diesen Aspekt hervorhob, wies er zugleich auf die Drei-Generationen-Perspektive hin (erstmals anlässlich eines Festvortrages, den er 1968 in Washington hielt). Auch war ihm bewusst, dass gerade dann, wenn die Eltern vom Therapeuten nicht in die Behandlung der Kinder einbezogen wurden, therapeutische Misserfolge zu erwarten waren.

DIE HERKUNTSFAMILIE VON TED LIDZ

Im Folgenden möchte ich der Frage nachgehen, welche Konstellationen in Teds Ursprungsfamilie dazu beigetragen haben könnten, dass er die „verrückten“ Beziehungen in den Familien schizophrener Patienten in ihrer Bedeutung erkannte und sich davon faszinierten ließ.

Der Vater

Teds Familie ist das Musterbeispiel einer amerikanischen Erfolgsgeschichte. Die Familien beider Eltern waren als russisch-jüdische Einwanderer in die Vereinigten Staaten gekommen. Teds Vater, Israel Lidz, stammte, wie ich vermute, aus einer wohlhabenden und gebildeten Familie, obwohl Ted direkt nichts über die Herkunft seiner Großeltern wusste. Israel kam, zusammen mit einem nur wenige Jahre älteren Bruder, in die Vereinigten Staaten, als er erst 14 Jahre alt war. Er war das dritte Kind in einer großen Zahl von Geschwistern und wollte in den Vereinigten Staaten ein neues Leben beginnen. Und das gelang ihm auch! Er gründete später einen Handel mit Knöpfen, der ihm zu großem Wohlstand verhalf. Nach relativ kurzer Zeit holte er seine acht in Russland verbliebenen Geschwister nach.

Teds Vater muss ein vielseitig begabter Mann gewesen sein. Er hatte als Geschäftsmann nicht nur ein beachtliches Vermögen zusammengebracht, sondern sich dazuhin zeitlebens mit religiösen, philosophischen und literarischen Themen beschäftigt, und er ver-

brachte viel Zeit in der Gesellschaft gelehrter Freunde – die meisten von ihnen Professoren am Seminar für jüdische Theologie.

Ted bewunderte seinen Vater sehr, sah allerdings auch seine problematischen Eigenschaften: Der Vater sei sehr autoritär und bestimmd gewesen, besonders gegenüber Teds Brüdern, die er zwang, das Geschäft zu übernehmen.

Ted als das jüngste von vier Kindern stand in dieser Hinsicht weniger in der Schusslinie und konnte sich ziemlich frei entfalten. Sein ältester Bruder Sam war 15 Jahre, seine Schwester Helen zwölf Jahre älter als er. Dem nur drei Jahre älteren Maurice fühlte Ted sich emotional sehr nahe.

Als „Benjamin“ in der Geschwisterreihe genoss Ted in hohem Maße die Liebe und Zuneigung sowohl der Eltern als auch seiner älteren Geschwister und hatte größere Freiheit, das zu tun, was er wirklich wollte. Und seine Leidenschaft galt der Literatur! Sie ließ ihn sein ganzes Leben lang nicht los. Er hielt selbst Literaturseminare ab, insbesondere über Shakespeare. *Macbeth* und *König Lear* waren seine großen Themen, und er schrieb ein wundervolles Buch über *Hamlet*. Was ihn selbst überraschte, war die Tatsache, dass die Shakespeare-Forschung seine Schriften akzeptierte! Auch interessierte er sich sehr für die Dramen Strindbergs sowie für den Filmregisseur Ingmar Bergman und dessen familiären Hintergrund. Das war für ihn interessanter, als psychoanalytische Literatur zu lesen.

Es überrascht daher nicht, dass er zunächst keine wissenschaftliche, schon gar keine psychologische oder psychoanalytische Laufbahn einschlug, sondern Journalismus studierte. Das kam so: Seine Eltern machten mit ihm und seinem Bruder Maurice eine Reise nach Deutschland, damit Maurice die deutschen Geschäftsfreunde seines Vaters kennen lernen konnte. Ted sah auf dieser Reise die Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges. Er war tief erschüttert und schwor sich, er werde von nun an sein Leben für die Erhaltung des Friedens einsetzen. Aus diesem Grunde begann er auch, politische Wissenschaften zu studieren. Sein Vater willigte in seinen Wunsch zu studieren ein, und im Jahre 1929 schrieb er sich als außerordentlicher Student für das Fach Journalismus an der Universität München ein. Für Ted war es wichtig, dass der Vater seine Studienpläne unterstützte, gerade weil er sich damit sehr stark vom kulturellen Milieu seiner Familie entfernte. In München beschäftigte er sich vor allem mit Goethe und Schiller, mit

der deutschen Romantik sowie den Philosophen Oswald Spengler, mit Nietzsche und Schopenhauer.

Daneben entdeckte er in dieser Zeit die deutsche klassische Musik und die Malerei. Die Freundschaften, die er mit Künstlern und Gelehrten schloss, waren für sein gesamtes weiteres Leben von Bedeutung. Er selbst schrieb dazu in einem Brief an mich: „Ich war nach den 14 Monaten in München nicht mehr die Person, als die ich von zu Hause fortgegangen war. Ich war ein anderer geworden, kenntnisreicher und kultivierter ... Mein Vater ließ sich von mir überreden, dieses Abenteuer zu unterstützen, geistig, seelisch und finanziell, und dies in einer Zeit, in der die wenigsten Studenten die Möglichkeit zu einem Auslandsaufenthalt hatten.“

Die Mutter

Teds Mutter Esther stammte wie sein Vater aus einer russisch-jüdischen Einwandererfamilie, die in den Vereinigten Staaten zu Wohlstand gekommen war. Sie war bei ihrer Heirat erst 16 Jahre alt. Die Ehe war weitgehend von den Eltern arrangiert worden, und ihr Ehemann war wesentlich älter als sie. Sie war nicht sehr gebildet, las aber gern und viel, und Ted erzählte, sie habe auch ihm und seinen Geschwistern in der Kindheit oft vorgelesen.

Ted erinnerte sich, dass sein Vater gelegentlich wenig freundlich über seine Frau sprach, und er schrieb mir sehr offen, seine Mutter habe, aus ihrer eigener Sicht „keine glückliche Ehe“ geführt. Er fügt jedoch sofort einschränkend hinzu: „Meine Mutter war keine unglückliche Frau, keine Frau, die sich beklagte, und auch wenn sie keine glückliche Ehe hatte, so hatte sie doch eine gute Ehe – früher waren die Erwartungen, die man an die Ehe hatte, anders als heute. Ihr Mann gab ihr die Unterstützung, die sie brauchte, er war treu, bis zu einem gewissen Grad auch achtsam und rücksichtsvoll, und er war ein guter Vater.“ An anderer Stelle schreibt er: „Unser Zuhause war gut organisiert, und meine Eltern trafen wichtige Entscheidungen immer gemeinsam.“ Ganz besonders hebt er hervor, dass die Familie ein offenes, gastfreundliches Haus hatte und Ted und seine Geschwister jederzeit ihre Freunde nach Hause mitbringen konnten.

Auf die Frage, wie sich sein familiärer Hintergrund auf seine spätere berufliche Orientierung ausgewirkt haben könnte, antwortete er: „Die Zeiten, in denen meine Eltern viel miteinander stritten,

waren für die Entwicklung meiner beruflichen Orientierung sehr wichtig. Nichts sonst hat mir und meinem Bruder Maurice so viel Angst gemacht wie die Auseinandersetzungen zwischen meinen Eltern. Ich hatte Angst, sie könnten sich trennen, und ich müsste mich entscheiden, bei wem ich bleiben wollte. Meine Schwester tröstete und beschwichtigte mich, und die Ängste wurden geringer, als ich etwa zehn Jahre alt war.“ Wichtiger als all dies aber war, was Ted mit unterschiedlichen Worten immer wieder zum Ausdruck brachte: dass er *gute Eltern* hatte. Teds Mutter drückte das nach dem Tod des Vaters einmal folgendermaßen aus: „Euer Vater und ich, wir sind nicht immer gut miteinander zurechtgekommen. Aber ihr sollt wissen, dass ihr einen sehr guten Vater hattet.“ Als Ted mir das erzählte, hatte er Tränen in den Augen. Diese Erfahrung, daß er „gute Eltern“ hatte und die Familie trotz aller Auseinandersetzungen gut organisiert und funktionsfähig war, dass sie als Familie erhalten blieb – dies scheint die prägende Erfahrung seines Lebens gewesen zu sein: „Ich hatte einen Vater und eine Mutter, die ihre Rollen gut ausfüllten, die sich als Eltern verhielten und für uns sorgten. Ich wusste, dass ich beiden wichtig war. Meine Eltern liebten uns Kinder von ganzem Herzen. Es gab keine Scheidung in meiner Familie.“ Offenbar war diese Erfahrung der Maßstab, an dem er die Besonderheiten der Familien schizophrener Patienten messen konnte.

RUTH WILMANS

Ich möchte eine persönliche Bemerkung an den Anfang stellen. Für mich als junge Frau und Mutter war Ruth Wilmans so etwas wie eine Identitätsfigur, ein bewundertes Vorbild, dem ich nacheiferte und das doch schwer zu erreichen schien. In meiner Generation (1934 geboren) gab es wenige Frauen, denen es gelang, ihre Rolle als Ehefrau und Mutter mit einer beruflichen Karriere zu verbinden. Ruth gehörte zweifellos dazu. Darüber hinaus besaß sie bis ins hohe Alter eine ganz besondere Schönheit, die mich anzog und von der ich glaube, dass sie nicht zuletzt Ausdruck eines erfüllten Lebens war.

Ich komme fast jeden Tag an dem Haus vorbei, in dem Ruth mit ihren Eltern und ihren drei Geschwistern gelebt hatte, dem Haus in der Bergstraße 100 in Heidelberg. Fast jedes Mal muss ich an sie

denken, und ich stelle mir vor, wie traumatisierend es für sie und ihre Familie gewesen sein muss, als ihr Vater, Professor für Psychiatrie an der Universität Heidelberg, damals, im Juni 1933, von einem Tag auf den anderen seines Amtes entthoben und ins Gefängnis gesteckt wurde. Er war ein dezidierter Regimegegner, der seine Meinung auch offen äußerte. In seinen Vorlesungen vertrat er die Auffassung, dass Hitlers vorübergehende Blindheit im Ersten Weltkrieg ein typisches Beispiel für männliche Hysterie sei. Dies war der Hauptgrund dafür, dass er zur Zielscheibe von Angriffen durch die Nazis wurde.

Ruth, die damals 23 Jahre alt war und Medizin studierte, entdeckte erst zu diesem Zeitpunkt, dass sie „der nationalsozialistischen Ideologie nach zu siebenunddreißigehinhalb Prozent jüdisches Blut“ hatte. Ein Teil ihrer Vorfahren mütterlicherseits war jüdisch gewesen und zum Christentum übergetreten.

Sie erlebte den Nazi-Terror schon früh. Eine ihrer schlimmsten Erfahrungen sei es gewesen, erzählte sie, als einer der Assistenzärzte an dem Krankenhaus, an dem sie arbeitete, also einer ihrer Kollegen, sie einmal mit dem Auto fast überfuhr und sie dann auch noch als „Unkraut“ beschimpfte. Als ich das hörte, verstand ich, warum Ruth so selten Deutsch sprach, wenn sie uns in Heidelberg besuchte; sie zog es vor, mit Helm und mir Englisch zu sprechen.

Als älteste Tochter mit drei jüngeren Geschwistern, einem Vater, der im Gefängnis war, und einer Mutter, die sich hilflos und schuldig fühlte (sie glaubte, die ganze Familie sei nur wegen ihr in Schwierigkeiten), war Ruth nun plötzlich das Oberhaupt der Familie. Ihre Aufgabe war es, das schöne Haus in der Bergstraße zu verkaufen, da weder Vater noch Mutter dazu in der Lage waren. Welch eine Verantwortung lag auf ihren Schultern! Die Machtübernahme der Nazis hatte sie von heute auf morgen aller Sicherheiten beraubt, die sie bis dahin genossen hatte. In dieser Zeit entschloss sie sich, Deutschland zu verlassen, und zwar vorwiegend aus ideologischen und politischen Gründen, nicht in erster Linie aus Gründen der Rassenvorstellung. Vor ihr lag eine lange Odyssee. Zuerst ging sie nach Schweden, wo sie eine Ausbildung zur Physiotherapeutin machte, um so schnell wie möglich finanziell Boden unter die Füße zu bekommen. Danach erst machte sie ihren medizinischen Abschluss in der Schweiz, in Basel. Sie arbeitete eine Zeit lang in einem privaten psychiatrischen Krankenhaus in der Nähe des Genfer Sees und ging

dann in die Türkei. Ihre letzte Arbeitsstelle, bevor sie in die Vereinigten Staaten emigrierte, hatte sie in Istanbul. Dort fühlte sie sich elend und einsam und wünschte sich nichts sehnlicher, als so schnell wie möglich wegzukommen. Eines Tages las sie zufällig einen Artikel über die Behandlung schizophrener Patienten mit Insulin, die von Adolf Meyer, Professor für Psychiatrie in Baltimore, USA, durchgeführt wurde. Sie schrieb sofort einen Brief an Adolf Meyer und fragte an, ob sie in seiner Klinik arbeiten könne. Zu ihrer großen Überraschung bot er ihr eine Stelle an. Auf diese Weise gelang es ihr, im Februar 1938 nach Baltimore zu emigrieren – übrigens ohne ein einziges Wort Englisch zu sprechen.

Auch Ruth ist, wie ihr Mann, eine Pionierin der Familientherapie; und so habe ich versucht, auch in ihrer Ursprungsfamilie jene Ressourcen zu entdecken, aus denen ihre große Kraft sich speiste und die für ihre ungewöhnliche Laufbahn vielleicht ausschlaggebend waren. In ihrem autobiografischen Bericht (Wilmans Lidz 1994) spricht Ruth voller Hochachtung von ihrem Vater Karl Wilmans. Von ihm hatte Ruth schon in sehr jungen Jahren gelernt, psychiatische Patienten zu beobachten und mit ihnen zu sprechen. Die Familie hatte damals auf dem Areal eines psychiatrischen Krankenhauses in der Nähe des Bodensees gewohnt, dessen Direktor ihr Vater war. Ich denke, bereits in dieser Zeit lernte sie, den Umgang mit „Geisteskranken“ als etwas Selbstverständliches zu betrachten; und hier wurde auch der Grund gelegt für ihre lebenslange Überzeugung, dass diese Patienten keinesfalls aus der Gesellschaft ausgesgrenzt werden dürfen. Dass die menschliche Begegnung zwischen Arzt und Patient eine heilende Wirkung haben kann, hat sie wohl am Umgang ihres eigenen Vaters mit diesen Menschen beobachtet. Er war ihr erster Lehrmeister.

Als Ruth ihrem Vater gegenüber den Wunsch äußerte, sie wolle Ärztin werden, aber trotzdem heiraten und Kinder haben, da sagte er zu ihr: „Dafür brauchst du die Kraft eines Elefanten.“ Sie beschloss, dass sie diese Kraft haben würde.

In diesem Zusammenhang fiel mir auf, dass Ruth ihre Mutter kaum je erwähnte. Warum? Hatte die Mutter so sehr im Schatten von Karl Wilmans gelebt? Litt sie möglicherweise unter Depressionen? Lag der Schatten ihrer Herkunftsfamilie über ihr? Ihr Vater war der sehr berühmte Heidelberger Chemiker Viktor Mayer gewesen, der im Alter von etwa vierzig Jahren Selbstmord begangen hat-

te. Am Friedrich-Ebert-Platz in Heidelberg erinnert eine Plakette heute noch an ihn. Ruth hat ihren ältesten Sohn nach ihm benannt.

Auf jeden Fall ist die Tatsache interessant, dass Ruth offenbar viel stärker mit ihrem Vater identifiziert war als mit ihrer Mutter.



Ruth und Ted Lidz

TED UND RUTH

Ted pflegte lächend zu sagen, sie seien einander im Irrenhaus zum ersten Mal begegnet! Es war im Jahre 1938, und Ted arbeitete damals am *Springfield State Hospital*, Ruth an der *Phipps-Klinik* in Baltimore. Sie waren einander vom ersten Augenblick an zugetan und stellten rasch fest, dass sie viele gemeinsame Interessen hatten. Später entdeckten sie, dass beide eine Zeit lang in München studiert und – ohne einander zu kennen – am gleichen Kunstgeschichtsseminar teilgenommen hatten. Ted sprach fließend Deutsch und konnte Ruth, die ja zunächst kein Wort Englisch verstand, helfen, sich an ihre neue Umgebung zu gewöhnen.

Teds Familie akzeptierte Ruth sofort. Sie heirateten im November 1939 und verbrachten ihre Flitterwochen im Südwesten der Vereinigten Staaten. Sie richteten es so ein, dass sie während dieser Zeit Forschungen mit dem Rorschach-Test bei den Navajo-Indianern durchführen konnten, und sie genossen diese Zeit ganz außerordentlich.

Der 7. Dezember 1941, der Tag von Pearl Harbor, veränderte das Leben des jungen Paares schlagartig. Das gemeinsame Leben, ihre Arbeit und alle ihre Pläne wurden durchkreuzt. Im Mai 1942 meldete Ted sich freiwillig zur Armee. Dort wurde er, im Alter von 32 Jahren, Chefpsychiater und hatte eine enorme Verantwortung zu tragen. Er behandelte im Laufe von drei Jahren viertausend Patienten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als, wie er selbst sagte, „schnell erwachsen zu werden“. Seine exzellente Ausbildung half ihm nur begrenzt. „Wir hatten das Gefühl, dass wir, da wir von der Phipps-Klinik kamen, die besten Psychiater waren, die man sich denken konnte, aber das war nicht der Fall. Natürlich war es gut, dass wir so dachten.“ Ruth und ihr dreizehn Monate alter Sohn Viktor blieben in Baltimore zurück. Ted sah sie erst im März 1945 wieder.

Ruth konnte mit ihrem kleinen Sohn bei einer befreundeten Familie unterschlüpfen. Sie hatte an der *Johns-Hopkins-Universität* zwei verschiedene Stellen inne: Zum einen war sie für das chemische Labor der *Phipps-Klinik* zuständig, zum anderen war sie Psychiaterin in einer Klinik für Neugeborene. Obwohl sie viel Unterstützung erfuhr von Freunden wie auch von Teds Familie, muss sie sich in dieser Zeit schrecklich einsam gefühlt haben. Sie sah sich nach einer Therapie um und machte schließlich bei dem bekannten Psychoanalytiker Lewis B. Hill in Baltimore eine Psychoanalyse. Hill ermutigte sie, selbst Analytikerin zu werden, und im Jahre 1949 wurde sie in die *Amerikanische Psychoanalytische Gesellschaft* aufgenommen.

Viele Jahre später setzte sie ihre Analyse bei Frieda Fromm-Reichmann fort. Ich glaube, dass sie dort emotional sehr viel bekommen hat, und ich könnte mir vorstellen, dass sie bei Frieda Fromm-Reichmann, die im Ruf stand, eine sehr mütterliche Frau zu sein, vielleicht das fand, was sie bei ihrer eigenen Mutter nicht bekommen konnte. Dafür spricht auch, dass Frieda Fromm-Reichmann sie offenbar in einem sehr persönlichen, kreativen Bereich ihrer Persönlichkeit tief erfasste – sie ermutigte sie wie kaum jemand zuvor, ihrem geheimen Wunsch zu folgen und Bildhauerin zu werden.

Im März 1945 war der Krieg für Ted zu Ende. Die Zeit nach seiner Rückkehr muss für beide eine glückliche Zeit gewesen sein. Es rührte mich, von Ted zu hören, wie wichtig es ihnen beiden war, dass sie wieder eine Familie wurden und dass Ted alles daran setzte, eine gute Beziehung zu seinem mittlerweile vier Jahre alten Sohn aufzubauen. Jeden Tag nach der Arbeit spielte er mit ihm und las ihm vor dem Zubettgehen eine Geschichte vor. Schon während des Krieges hatte er es zu einer Herzenssache gemacht, für seinen kleinen Sohn Geschichten zu schreiben, die er ihm zuschickte. Bald nachdem Ted aus dem Krieg zurückgekommen war, noch im Jahr 1945, brachte Ruth ihren zweiten Sohn Chuck zur Welt und ein Jahr später ihren jüngsten Sohn Jerry.

Als ich Ted fragte, was für ein Vater er gewesen sei, sagte er: „Sie sagen, ich sei ein guter Vater gewesen“, und ich zweifle nicht daran. Er sprach mit Bewunderung und großer Achtung von seinen drei Söhnen, die zu diesem Zeitpunkt bereits einige Höhen und Tiefen hinter sich hatten. Alle drei hatten eine akademischen Laufbahn eingeschlagen und waren dabei äußerst erfolgreich. Die beiden Jüngeren waren geschieden und wieder verheiratet, alle drei hatten Kinder. Offensichtlich standen sie in engem Kontakt miteinander.

Und wie hatten ihre Söhne Ruth als Mutter wahrgenommen? Ich möchte zunächst ein paar Sätze zitieren, die Jerry geschrieben hat: „Drei Aspekte ihres Charakters haben mich am dauerhaftesten beeindruckt: erstens ihr Mut zum Wagnis und der hohe Wert, den sie dem Lernen durch Erfahrung beimaß; zweitens ihr hohes Maß an persönlicher und beruflicher Einsicht, die sie manchmal auch als ‚geschulte Intuition‘ bezeichnete; drittens ihre Liebe und ihre Güte uns gegenüber. Unsere Mutter war eine große Zuhörerin. Sie begleitete unser Denken, und sie ermutigte uns, selbst einen Sinn in unseren Erfahrungen zu finden. Sie hielt immer zu uns, und sie gab uns zugleich die Kraft, selbst unseren Weg zu finden.“

Victor erinnert sich an seine Mutter so: „Unsere Mutter gab selten Ratschläge, weder in unserer Familie noch, wie ich vermute, in ihrer psychiatrischen Praxis. Sie hütete sich vor der Illusion, dass andere ihren Rat hilfreich finden würden; gab sie dennoch einmal einen Rat, so war er klar formuliert, kurz und bündig und doch richtungweisend. Es war immer ein Rat, der einem deutlich machte, dass man ein Problem auch aus einer anderen Perspektive oder in einem anderen Zusammenhang sehen konnte und dass man, wenn man

blockiert war, auch wieder von vorne beginnen konnte. Und was mich betraf, so fügte sie dem Rat jedes Mal die Ermahnung hinzu: „Jetzt denk einfach selbst einmal darüber nach.““

Jerry schrieb nach dem Tod seiner Mutter im Oktober 1995 etwas sehr Anrührendes über die Ehe seiner Eltern: „Am dankbarsten bin ich Mom für etwas, das sowohl von ihr als auch von Dad kam: die Intuition, die sie füreinander hatten, die offensichtliche Liebe füreinander, die über unserem Hause lag und die ein Vorbild für uns war, dem wir folgen konnten. Das war das größte Geschenk von allem.“

Ich will es wagen, selbst ein paar Worte zu dieser Ehe zu sagen. Welche Faktoren trugen dazu bei, dass sie eine so erfolgreiche Beziehung entwickeln konnten? In meinen Augen waren sie ein Paar, das außergewöhnlich gut zusammenpasste. Sie respektierten und schätzten einander sehr. Dann war da die besondere Situation, in der sie sich befanden. Ted war als junger Mann in Deutschland gewesen und hatte das andere, das „gute Deutschland“ erlebt. Er hatte sich den großen klassischen Schriftstellern, Dichtern und Musikern geöffnet und verehrte Goethe, Schiller, Beethoven und Mozart. Er beherrschte die deutsche Sprache. Ruth ihrerseits war dem dunklen, verbrecherischen Deutschland der Nazis entkommen. Sie hatte in Ted möglicherweise etwas von dem wieder gefunden, was sie verloren hatte. Gemeinsam war ihnen schließlich eine zutiefst humanistische Sicht des Lebens. Beide – Ruth im Alter von 23 Jahren, als Hitler an die Macht kam, und Ted im Alter von 32 Jahren, als er in den Krieg zog – mussten schon in jungen Jahren große Verantwortung auf sich nehmen. Es gab Zeiten der Trennung, der schmerzlichen Isolation und der Einsamkeit. Beide gingen durch diese Tiefen hindurch und gewannen dabei an Reife. Und vor allem hatten beide den Mut, sich neuen Herausforderungen bewusst zu stellen. Ich glaube, dass beide Herkunftsfamilien ihnen dafür eine ausgezeichnete Grundlage boten: Ihre Eltern waren – bei allen Schwierigkeiten und schweren Schicksalsschlägen, die es gab – tief mit ihnen verbunden, beide waren gut versorgt und geliebt worden, und dies vermittelte ihnen Stabilität und Sicherheit – die beste Grundlage, glückliche Beziehungen mit anderen Menschen einzugehen.

TED UND DIE PSYCHOANALYSE

Ted sagte uns, er sei Psychiater geworden, weil er Analytiker werden wollte. Obgleich sein Mentor und Chef Adolf Meyer dagegen war, entschloss er sich doch, sich von Lewis B. Hill analysieren zu lassen, der damals im Ruf stand, der beste Analytiker in Baltimore zu sein. Er war der Analytiker sowohl von Ruth als auch von Hans Loewald gewesen.

Ted war der Auffassung, er habe in seiner Analyse hart gearbeitet, aber wenig gewonnen. „Vielleicht“, sagte er nachdenklich, „war die Zeit in der Armee die bessere Analyse.“ Er hatte damals reichlich Gelegenheit, über sich selbst nachzudenken, und gelernt, „sich selbst zu genügen“. Er sagte zu mir: „Ich gewann während des Krieges ungeheuer viel Vertrauen zu mir selbst, weil ich so viel Verantwortung übernehmen und so viele Entscheidungen treffen musste.“

Ted hatte auch einige offenbar berechtigte Ressentiments gegenüber Lewis B. Hill. Dieser hatte für einen Vortrag über die Rolle der Väter schizophrener Patienten offenbar einige Gedanken Teds verwendet, ohne darauf hinzuweisen, wem er diese Gedanken schuldete. Verständlicherweise war Ted zutiefst desillusioniert.

Einige Analytiker warfen Ted vor, er halte sich nicht an die klassische Methode, und er selbst hatte gelegentlich die Befürchtung, er könnte aus der *Amerikanischen Psychoanalytischen Gesellschaft* ausgeschlossen werden. Aber dies geschah nicht. Unter den Familientheoretikern ist er derjenige, der am stärksten mit der Analyse identifiziert wird. Wie kommt das? Es hatte offensichtlich viel zu tun mit den tiefen Freundschaften, die ihn und seine Frau mit einer Reihe hervorragender Psychoanalytiker verband. Möglicherweise waren es mehr diese persönlichen Kontakte, die ihn zur Psychoanalyse hinzogen, als der Reiz der psychoanalytischen Theorie. Ted unterrichtete niemals an einem psychoanalytischen Institut, und er führte einige Analysen weniger traditionell durch, also es vielen Mitgliedern der *Amerikanischen Psychoanalytischen Gesellschaft* lieb war. Trotzdem überraschte es mich, als er im hohen Alter zu mir sagte: „Ich war mit den Ideen der Psychoanalyse nicht einig, aber erst jetzt im hohen Alter unterscheide ich mich in meinen Auffassungen so sehr, dass ich sage, sie waren falsch.“

Literatur

- Dolnick, E. (1998): *Madness on the couch: Blaming the victim in the heyday of psychoanalysis*. New York (Simon & Schuster).
- Lidz, T. (1975): *Hamlet's enemy. Madness and myth in Hamlet*. Madison, CT (International Universities Press).
- Lidz, T., A. Cornelison a. S. Fleck (1958): *Schizophrenia and the family*. New York (International Universities Press). [Dt. (1965): *Die Familienumwelt des Schizophrenen*. Stuttgart (Klett-Cotta)].
- Selvini Palazzoli, M., S. Cirillo, M. Selvini u. A. Sorrentino (1992): *Die psychotischen Spiele in der Familie*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Wilmanns Lidz, R. (1933): Von Heidelberg nach John Hopkins. In: O. M. Marx u. A. Moses (Hrsg.): *Emeriti erinnern sich. Band I. Die medizinischen Fakultäten*. Weinheim (VCH), S. 251–277.
- Wilmanns Lidz, R. (1994): Ein erfülltes Leben. In: L. M. Hermanns (Hrsg.): *Psychoanalyse in Selbstdarstellung. Band II*. Tübingen (edition diskord), S. 277–311.



